



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Proletarierdichter und Proletarierlieder : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß das dem Fluggeschöpf angeborne großartige Feingefühl für das Gleichgewicht jeder andern Kreatur in solcher Vollendung für immer versagt bleiben wird. Abgesehen vom Fluge befundet sich dies Balancirvermögen auch darin, daß der Vogel auf dünnem Aste, auf einem Fuße ruhend, zu schlafen vermag.

Aber auch den Menschen ist ein hervorragendes Gleichgewichtsgefühl mitgegeben; dafür ist schon der gewöhnliche, aufrechte Gang ein Beweis. Und wie sehr durch Übung diese Fähigkeit weiter entwickelt werden kann, sehen wir am Seiltänzer und am Radfahrer. Wer hätte es vor wenigen Jahrzehnten für möglich gehalten, daß sich Menschen auf „Stahlkrossen“ mit der Schnelligkeit des Hirsches auf glatter Bahn vorwärts bringen würden? Alle andern Bedenken beiseite gesetzt, schon ein solches Balancirvermögen würde niemand dem Menschen zugetraut haben. Heute wissen wir, daß die Schwierigkeiten ziemlich leicht zu überwinden sind, ja daß das schnellrollende Rad sogar in sich selbst ein großes Kapital von Gleichgewicht bildet, so groß, daß der dahinsausende Reiter schon bedeutende Fehler machen kann, ohne das Rad zu Falle zu bringen.

So läßt sich denn heute vom nüchternsten Standpunkte sagen, daß Dädalos durchaus nicht für immer auf Erden eine Mythe zu bleiben braucht. Bei einem richtig hergestellten Apparat werden, um es nochmals zu betonen, die Ansprüche an die Muskelkraft sehr gering sein. Sobald es gelänge, einen blitzschnell wirkenden Kontakt zwischen dem Gleichgewichtsgefühl und den künstlichen Fittichen zu schaffen, würde der Mensch in der That fliegen können.

Ob das freilich zum Glücke der Menschheit beitragen würde?



Proletarierdichter und Proletarierlieder

(Schluß)



on den andern Wünschen, die sich im Herzen eines Proletariers regen, ist der nach Bildung besonders lebendig. Er ist mit schuld daran, daß der Proletarier Bedenken trägt, sich zu verheiraten. Wenn nun sein Vube begabt und lernlustig wäre, „wie soll der Arme diesem Drang genügen?“

Wie könnt' ich je die Lehrer ihm bezahlen
Und all die Bücher, die er haben muß,
Dieselben Bücher, die zu tausend malen
Des Reichen Sohn verwünscht voll Überdruß!

Denn an die Überlegenheit der Bourgeoisöhne, die die höhern Schulen „frequentiren“ oder sich auf Universitäten „Studirens halber aufhalten,“ wollen

die Proletarier nicht glauben. Ihre eignen Söhne, die Plebejerkinder, werden „schneidig-scharf drei Jahre lang erzogen,“

Doch wer die Schnüre sich erfaß,
Der braucht nicht Fuchtel noch Randare,
Der lernt — und noch dazu mit Spaß —
Den ganzen Kram in einem Jahre.

Es ist eben im Sinne der Proletarieranschauung nicht wahr, daß jedem, der lernen will und kann, die Gelegenheit zur Bildung geboten sei. Der Besuch der Bildungsstätten und die Anschaffung der Bildungsmittel ist kostspielig, das Schulgeld ist hoch, für den Armen unerschwinglich. Man fragt nicht nach den Neigungen und Anlagen der Schüler, sondern darnach, ob der Vater die Summen, die es kostet, für den Sohn bestreiten kann. Die Besitzenden haben die Bildung wie alles andre zu einem Monopol für den Besitz gemacht, sie ist eine Geldfrage. Es ist auch nicht wahr, daß die Beförderung in Amt und Stellung von dem Talent und der Würdigkeit abhängt. Die Höhe des Gehalts eines Beamten wird bestimmt durch seine „Vorbildung“ und durch sein „Dienstalter.“ Wer die vorgeschriebnen Berechtigungscheine hat, wer den Nachweis von so und soviel Schul- und Universitätssemestern führen kann, wird zu der großen Staatsprüfung zugelassen, „definitiv“ oder „etatmäßig“ angestellt und rückt dann mit den Jahren auf; ein Unterschied zwischen den Arbeitsbienen und den Drohnen wird nicht genügend gemacht. „Den Ausschlag giebt — und das ist klar: Schablone.“ Es ist der reine Hohn, zu sagen, daß es nur dem gut gehe, der etwas Tüchtiges leistet.

Es ist auch nicht wahr, daß man durch Arbeiten und Sparen reich werden könne, man kann dadurch nicht einmal vermögend werden, man kann sich dadurch nicht zum Unternehmer, Eigentümer oder Grundbesitzer aufschwingen. Die Armut ist der größte Fehler, der einem Menschen anhaften kann; es ist eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, wenn es jemand, der in der Wahl seiner Eltern und Schwiegereltern nicht vorsichtig gewesen ist, dennoch zu etwas bringt. Lepp ist „zur Strafe enterbt“ worden, weil er „so unpraktisch war, sich einen braven Proletar statt eines Millionärs zum Vater zu wählen.“ Kurz, es ist heutzutage nicht mehr wahr, daß jeder seines Glückes Schmied sei, das Kapital ist zu allmächtig, Geld geht vor Talent und Kunst, vor Wissen und Weisheit, vor Fleiß und Tugend.

Auch die vielgerühmte „freie Selbstbestimmung“ ist für den Besitzlosen nicht vorhanden. Für ihn gilt der „garstige Spruch“: „Was Brot ich eß, des Lied ich sing.“ Er wird gezwungen, vor dem Geldsack den Hut zu ziehen.

Geht doch mit euern Phrasen, geht, ihr Herrn,
Ihr tanzt den Reigen vor dem goldnen Kalbe!
Mit schönen Worten schmücket ihr stets euch gern,
Doch eure Freiheit ist nur eine halbe!
So lang ein jeder nach Besitz nur strebt,

Der doch zu teil wird wen'gen Auserwählten,
 So lang das Kapital die Krallen gräbt
 Ins Fleisch der Armut, der zu Tod gequälten,
 So lange bleibt es nur ein leerer Klang,
 Vom freien Selbstbestimmungsrecht zu sprechen.

Die ungehinderte Befriedigung des Bildungstriebes, sowie die gesellschaftliche Geltung der Persönlichkeit werden nicht von allen Menschen mit dem gleichen Ernst und Eifer begehrt; der gebildete Proletarier erhebt ganz andre Ansprüche als sein ungebildeter Mitbruder. Dagegen ist die wichtigste der sozialen Fragen dem einen wie dem andern verständlich, weil der erste aller Triebe der nach Selbsterhaltung ist. Die, die Proletarier sind, kämpfen alle um die Existenz, ringen um das liebe Brot und werden auf dem Boden des materiellen Interesses zusammenggeführt, so verschieden sie auch sonst als Menschen sein mögen. Jeder strebt zunächst und vor allen Dingen für sich eine befriedigende Lösung der „Magenfrage“ an. Kann diese wichtigste aller Fragen für die große Masse nicht ordentlich erledigt werden, so droht der Gesellschaft Gefahr, so wird den Führern des Proletariats das wirksamste aller Erregungsmittel, die Berufung auf den Hunger, in die Hand gegeben:

Was wir glauben? Dieser Frage
 Wilde Kämpfe sind vergessen.
 Dem, der hungert, scheint sie nichtig,
 Ihm ist nur die Frage wichtig,
 Nur die eine: was wir essen!

Panem et circenses — das ist es, was die Masse auch heute noch begehrt, wenn auch gemäß dem Fortschritt der Zeiten in einem höhern Sinne als ehemals. Panem — das spielt die Hauptrolle. Es ist wieder nicht wahr, daß, wie die Bourgeois behaupten, jeder, der arbeiten will, auch Arbeit und Brot bekommen könne. Mag sein, daß es für den stets Arbeit giebt, „der sich keiner Arbeit scheut,“ aber der Arbeiter, und gerade der tüchtige am meisten, verlangt eine angemessene und lohnende Arbeit. Er will Arbeit in dem Fache, zu dem er gehört. Er will nicht heute in der Fabrik an der Maschine schaffen, morgen sich hinter dem Pfluge herschleppen und übermorgen Schnee schaufeln. Der „zielbewußte“ Arbeiter weiß ganz genau, weil er es jeden Augenblick am eignen Leibe fühlen kann, sieht es besser ein als so mancher „Arbeitgeber“ und so mancher hohe Beamte, daß die einseitige kapitalistische Wirtschaft die Unsicherheit seiner auf dem Arbeitslohn beruhenden Existenz bedeutet. Die Sozialdemokratie hat sich nicht vergebens die größte Mühe gegeben, ihn über das Wesen von Überproduktion, Depression und Krise aufzuklären. Wenn die Geschäfte schlecht gehen, fliegt er auf die Straße und tritt in die Reihen der „industriellen Reservearmee.“ Dieses Schicksal steht ihm immer vor Augen, sodaß er aus den Sorgen nicht herauskommt, die „wissenschaftliche Aufklärung“ vermehrt noch seine Sorgen, indem er sich nun, wenn es ihm auch gut geht,

überflüssige Sorgen macht. „Es ist ein Leben sorgenschwer, ein Proletarierleben.“

Aus diesen Verhältnissen sind die Glendz- und Hungerlieder, wie man sie nennen könnte, hervorgegangen. „Der Hunger — meint Reich — giebt in allen seinen so unendlich mannichfaltigen Formen dem bildenden Künstler wie dem Poeten Gelegenheit zu vollster Bewährung seiner Meisterschaft,“ er ist „ein verhältnismäßig neues Thema.“ In jedem Winter macht die Not in einer Menge von Häusern ihre Besuche, die Mangel an Nahrung und Wärme mit sich bringen. Die „Winterbilder“ der Proletarierdichtung sind samt und sonders Notstandsbilder. „Der Magen,“ meint im Winter 1889 der „namenlose“ Proletarierdichter,

Der Magen wird den Sachverhalt erfassen,
Den dieser Winter kurz und klar ihm bot.

Die Winter sind im lieben Deutschland zuweilen recht lang und streng, und gerade bei andauernder Kälte ist die Arbeit am knappsten.

Im Winter der Verdienst wird klein,
Reicht nicht zu Brot und Salze.
Da schnallt der Bursch sein Werkzeug ein
Und macht sich auf die „Walze.“

„Zweimalhunderttausend ziehn wie er auf Deutschlands Straßen.“ Vor dem „Fest,“ vor Weihnachten, mag es noch angehen, die Arbeit ist dann oft recht eilig, alle Hände haben bis in die Nacht zu thun, aber wenn diese hastige, drückende „Saisonarbeit“ beendet ist, tritt um so tiefere Geschäftsstille ein. Weihnachten füllt so manchem Prinzipal den Beutel für das ganze Jahr und setzt so manchen Arbeiter vor die Thür. Nach lauern Wochen folgt ein trauriges Fest, das Arbeitslosigkeit bringt, und das nennt man christliche Weihnachten!

Wie schön sind die vier Jahreszeiten für die Geldmenschen, für die Bourgeoisie! Sommer und Winter sind ihnen gleich recht. Saison hier, Saison da, und diese Saison sieht ganz anders aus als die des arbeitenden Proletariats. Das Jahr des Reichen und das Jahr des Armen sind zwei sehr verschiedene Größen. Der Arme geht täglich „zur Arbeit am Morgen,“

Und Jahr dann um Jahr
Bleibt alles, wies war.

Für den Reichen heißt es: Variatio delectat:

Im Frühling nach Nizza,
Und später an Seen,
Auf Bergeshöhn,
Und dann kommt die Plage,
Die schwierige Frage:
Welch Bad ist zu wählen,
Die Nerven zu sählen?

Und wenn die Badegäste heimwärts gezogen sind, dann kommt neuer Zeitvertreib:

Nun wird an hohlem Zeitvertreib
 Man in der Großstadt wieder naschen —
 Man hat sich eben nur den Leib,
 Man hat die Seele nicht gewaschen.
 Man wollte ja an Sünd und Hass
 Nicht mit dem Ewigen sich vermählen,
 Die Nerven nur, die müd und schlaff,
 Zu kräftigem Genießen stählen.

In der Großstadt begegnen sich die schroffsten Gegensätze, der übertriebenste Luxus und die erbärmlichste Not, das Ostende jammert, das Westendviertel jubelt. In der Woche hat der Westen „keine Zeit,“ sich um das Elend des Ostens zu kümmern, weil er rechnen und verdienen muß, und am Sonntag will er sich seine Stimmung nicht verderben lassen, am Sonntag will er nichts vom Frieren und Hungern hören; darum weiß er vom Osten nichts, „und wenig frommt zu wissen auch, wie dorten man verkommt.“

Besonders eindringlich versteht Rudorf die Not der Ärmsten darzustellen. In einem epischen Gedicht von ihm „Mann über Bord“ macht ein Trimmer, einer der Heizer, die in dem Maschinenraum der Schiffskolosse ein klägliches Dasein führen, seinem Leben durch einen Sprung über die Reeling ein rasches Ende; der Kapitän läßt die Boote nicht aussetzen, um nicht die kostbare Zeit „solchen Falles wegen“ zu verträdeln. In einem Gedicht „Die Barbaren“ zieht er zwischen Russen und Deutschen einen Vergleich; er hat in Rußland nichts davon bemerkt, daß dort, wie die Sage geht, Talglichter verspeist würden, aber

In gelobten germanischen Land,
 Ohn zu verziehen die Miene,
 Ernährt sich der schaffende vierte Stand
 Von Talg, genannt „Margarine.“

Und in den größeren Städten auch
 Sind überall Rofschlächtereien,
 Das ist bei uns schon lange so Brauch —
 Wer sagt, daß Barbaren wir seien?

Bessere Behandlung und bessere Lebenshaltung also verlangt die Sozialdemokratie für das Proletariat. Eine andre Forderung von ihr ist die Feststellung eines Normalarbeitstages, damit der Arbeiter Zeit zur Ruhe und zum Lebensgenuß erhalte. Der Arbeiter kann den ihm zukommenden Anteil an den Circenses nicht erheben, wenn ihm durch die nervöse Hast der modernen Gewerbsthätigkeit alle freie Zeit verkümmert wird. Sehr schön ist der von Scheu gelegentlich angestellte Vergleich des Menschen von heute mit einer jagenden Lokomotive, „dem Wundergetier mit den ehernen Flügeln und Lungen.“

Auf deinem Rücken, durch Feuer und Dampf —
 Welch ein wildes, entzückendes Jagen! —
 Du hättest mich hinaus in den wirbelnden Kampf
 Um die Güter der Menschheit getragen!
 Es brennet auch mir in den Tiefen der Brust
 Ein gewaltig verzehrendes Feuer.

Die Sozialdemokratie will den Tag in drei gleiche Abschnitte zerlegen, von denen einer der Arbeit, einer der Erholung und dem Vergnügen und einer der Ruhe gewidmet sein soll. „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe, acht Stunden Muße, acht Stunden Menschsein: ist es zu viel?“ Sie hat den Achtstundentag auf ihre Fahne geschrieben und hat mit einem vom Standpunkte ihrer Agitation unstreitig glücklichen Griff den ersten Mai gewählt, um durch eine internationale Demonstration ihrer Forderung Nachdruck zu geben. Am ersten Mai feiert sie ihr „Frühlingsfest.“ „Der ganzen Welt gehört der erste Mai, die ganze Menschheit fordert: „Gebt uns frei!“

Dieser Agitation verdanken die Maienlieder der sozialdemokratischen Dichter ihr Entstehen. In dieser Art von Liedern ragt Scheu hervor, von dem ein sehr kräftiges herstammt: „Suchhei, Achtstundentag!“ Er ist auch Verfasser eines „Maifestspiels“ in drei Aufzügen mit dem Titel „Frühlingsboten.“ Dieses Festspiel ist auch aus dem Grunde interessant, weil es ein ausgeprägtes Tendenzwerk sozialdemokratischer Richtung in Form eines Dramas ist, wie es deren bis jetzt noch fast gar nicht gegeben hat. Realistische Dramen giebt es in Hülle und Fülle, aber eine eigentliche „sozialdemokratische Dramatik“ ist noch nicht da, sie könnte auch nur dadurch entstehen, daß die bürgerlichen Dramatiker und die Bühnen ihre idealen Pflichten fortgesetzt gröblich vernachlässigten. Die Hauptperson der Scheuschen „Frühlingsboten“ ist der nach bürgerlichen Begriffen sehr romantisch angehauchte junge Erbe einer großen Fabrik, der sich in die Tochter eines Proletariers, seines Fabrikchemikers Streng, verliebt. Er giebt seine Eigenschaft als Unternehmer auf, verschenkt seine Fabrik an den Chemiker, den er des Besitzes für würdiger hält, als sich selbst, unter der Bedingung, „daß der neue Eigentümer seinen nunmehrigen Besitz im Geiste seiner Grundsätze und zum Wohle seiner Mitarbeiter weiter verwende,“ und tritt selbst in die neue Arbeitsgemeinschaft „als gleichberechtigter und gleichverpflichteter Genosse“ ein. Von Streng glaubt er, daß er seinen Reichtum nicht ausschließlich für sich behalten, sondern ihn auch für seine Kameraden zu einer Quelle des Wohls und der Stärke, ja zu einem Befreiungsmittel seiner Klasse machen werde. Streng, der früher geäußert hat, „wenn die Fabrik sein Erbteil wäre, würde er alle seine Arbeiter zu Miteigentümern machen,“ kann jetzt seine Absichten ausführen, und seine Tochter, die Proletarierin, kann dem jungen Erben die Hand reichen, während sonst ein Connubium zwischen Unternehmer und Proletar so gut wie ausgeschlossen ist. Die ganze Handlung geht, mit Ausnahme einiger Auftritte, die vor Mitternacht spielen, am ersten Mai vor sich,

einer der Arbeiter hält eine Festrede über die Bedeutung des Tags, worin er alle willkommen heißt, deren Brust nur eine Sehnsucht bemeistert: der Drang nach freier, reiner Menschenliebe, und er schließt mit einem Hoch: „Der Arbeit Maientag, er lebe hoch!“ Charakteristisch für die wirtschaftliche Einsicht, die der Verfasser seinem Publikum zutraut (bei einem bürgerlichen hätte er kaum so vorsichtig zu sein brauchen), ist es, daß es die Arbeiter keineswegs sehr eilig haben, das Geschenk anzunehmen, sie denken, daß die Annahme „sehr wohl überlegt sein wolle.“ Die Fabrik sei von dem Erben durch die Schuld des Direktors Schinder nicht in arbeitsfähigem Zustande übernommen worden, es werde einer großen Summe bedürfen, um sie wieder in guten Stand zu setzen; „wozu sollen wir uns einer Produktivgenossenschaft zuliebe in Schulden stürzen?“ Sie lassen sich das Geschenk erst gefallen, nachdem auch diese Bedenken zerstreut worden sind.

Die mehr oder weniger berechtigten Wünsche der Arbeiter und Proletarier, deren Erfüllung auf sich warten lassen muß, sind es, aus denen die Partei der Sozialdemokratie ihre Nahrung saugt. Für gewisse rein politische Punkte des sozialdemokratischen Parteiprogramms hat die Masse weder Interesse noch Verständnis. An die paradiesischen Träume von einem ewigen Frieden auf Erden, von einem allgemeinen Glückszustand ohne alles Leid, ohne alle Mühe und Krankheit glauben sicherlich sehr viele Sozialdemokraten und die meisten Führer nicht. Es ist aber ein Beweis von der Überzeugungstreue, mit der die Führer ihre mehr praktischen Bestrebungen verfechten, und zugleich von der Dringlichkeit gewisser sozialer Verbesserungen, daß sie so fanatisch für ihre Ideen eintreten und, wenns notthut, leiden. Sie, die sich selbst Apostel nennen, müssen in ihrem Fanatismus durch die Verfolgungen bestärkt werden, denen sie ausgesetzt sind. Aus den Aposteln werden Märtyrer. Andre Mittel als endlose Bestrafungen, als der unablässige gerichtliche Kleinkrieg hätten vielleicht besser angeschlagen, zuweilen hätte es vielleicht mehr genügt, Milde zu üben und Entgegenkommen zu zeigen; in den schlimmsten Fällen hätte man eine um so strengere und wirksamere Strafe verhängen können, die Strafe sollte nicht die prima, sondern die ultimo ratio im sozialen Leben sein. Es ist kein Vergnügen, Sozialdemokrat zu sein. Auch die Dichter haben für ihre unbedachten Worte büßen müssen, es ist, scheint es, keiner unter den Sieben, der nicht angeklagt, verurteilt, bestraft oder ausgewiesen worden wäre, der nicht wüßte, was es in dieser „besten der Welten“ heißt, zwischen vier kalten Wänden hinter schwedischen Gardinen als „gefangener Mann, armer Mann“ zu sitzen. Sie haben „gefessen“ wegen eines schnell hingeworfenen Worts in Versammlungen und Zeitungen, wegen Aufreizung, wegen Gewerbekontravention, wegen Verbreitung verbotener Schriften oder wegen sonstwas. Sie haben es so gewollt, und wir sind weit entfernt, Mitleid mit ihnen zu haben, das sie sich außerdem von uns gefälligst verbitten würden. Aber, worauf es ankommt, ist, daß sie dadurch bei ihren Un-

hängern nicht an Ansehen und Einfluß verlieren, im Gegenteil daran gewinnen. Das Proletariat hat Mitleid mit diesen politischen Verbrechern, und das Mitleid — sagt Treitschke einmal in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sehr richtig — ist „immer ein Zeichen ungesunder öffentlicher Zustände.“ Scheu, der unzweifelhaft gebildete Andreas Scheu, sah schon von ferne, als er zum „erwerbs- und besitzlosen Bagabunden“ degradirt war, die Hallen des Arbeitshauses winken, bis er sich entschloß, nach England zu ziehen, wo ihn niemand nach seiner politischen Vergangenheit fragt. Der Staat erscheint diesen Dichtern als eine „finstre Sphinx“: „Lang ist dein Arm, moderner Staat.“ Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, einen Mann wie den jetzigen Reichstagsabgeordneten Frohme mit den bestehenden Verhältnissen „auszusöhnen,“ wenn man erfährt, daß er, des Verbrechens des Hochverrats angeklagt, von dem er nachher freigesprochen wurde, einst „wie ein gemeiner Verbrecher, öfter mit solchen zusammengesesselt, aus einem Gefängnis ins andre transportirt wurde.“ Er mußte „den Weg von Bensheim nach Lorsch an der Bergstraße unter Gendarmeriebegleitung, mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt, zu Fuß zurücklegen, trotzdem, daß er an einer schweren Beinwunde frankte.“

Aus Erlebnissen dieser Art ist die zweifellos „tiefempfundne“ Gattung der Gefängnislieder hervorgegangen. Ach, und das Gefängnis bessert diese Thoren, diese Weltverbesserer nicht. Nicht einmal die Zeit wird ihnen da drinnen lang. Scheu überreicht „seiner Frau zum Neuen Jahre 1871“ eine Sonette, worin er singt:

So wär ich nun zehn Monde schon gefangen?
Wir (!) denkt (!), daß es nicht halb so lange sei.

Eine solche Gleichgiltigkeit muß den größten Optimisten von Staatsanwalt zur Verzweiflung bringen. Das Gefängnis scheint diese kranken Leute, anstatt sie zu kuriren, unheilbar zu machen. Als Gefangne denken sie beständig an die schöne Freiheit, der all ihr Sinnen und all ihre Lieder gelten. Aus dem Gefängnis dichtet Scheu:

Die Fahne hoch! Wir harren aus! — Wir wissen doch, es kommt die Zeit,
Wo zu Triumph und Sieg sie führt die Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit!

Der Leib läßt sich in Banden legen, aber der Geist bleibt frei:

Sie schleppten mich endlich in Kerkers Haft,
Das konnte ich leicht ertragen,
Denn meines Geistes frische Kraft
War nicht in Fesseln zu schlagen.
Und ob auch mein Leib in Banden lag,
Mein Sinn war nimmer zu zäumen,
Noch meine Liebe, des Herzens Schlag,
Der hämmerte laut den langen Tag
Und Nachts in meinen Träumen.

Es liegt etwas Wahres in dem, was Reich sagt: „Die Wohlfahrt aller zu erzielen, ohne die Freiheit der einzelnen zu opfern: darin besteht eben das moderne Problem, dessen Lösung deshalb nicht so einfach ist, als sie manchen Parteien erscheint.“ Man begeht aber gewöhnlich den Fehler, die Freiheit in irgend einer politischen Form zu suchen, während sie unter allen Formen so wohl möglich als unmöglich ist, jede gute Regierung und Verwaltung kann und muß dem einzelnen ein nach den Umständen wechselndes beträchtliches Maß von Freiheit, einen Spielraum für seine besondern Neigungen und Fähigkeiten lassen; ein unwandelbares absolutes Maß giebt es überhaupt nicht, so wenig wie eine exakte wissenschaftliche Lösung des Problems. Auch der Sozialismus ist an sich nichts weiter als ein Name und ein Schall, er ist nur eine Form, das Wesentliche ist aber der Inhalt der Form.

Es ist sonderbar, daß man die Sozialdemokratie, die Vertreterin des Proletariats, fast immer des entsetzlichsten Materialismus und Atheismus bezichtigen hört. An dieser Auffassung ist nur der Umstand schuld, daß sich in der Partei sehr viele Bekenner der modernsten Philosophie befinden, aber solche giebt es doch in andern Parteien auch genug. Außerdem treibt die Sozialdemokratie ein gewisses Doppelspiel mit ihren religiösen und philosophischen Anschauungen, weil sie ihr nicht Hauptzweck sind, sie sieht ihre eigentliche Aufgabe in der Erringung der politischen Macht. Aber es ist nur Schein, wenn sich die Sozialdemokratie als ärgste Sünderin der Zeit, wenn sie sich so materialistisch und atheistisch wie möglich geberdet. Aus dieser Bewegung, die jetzt noch Verwirrung und Chaos ist, suchen sich neue Ideale emporzurufen und Form und Gestalt zu gewinnen. Die sozialdemokratischen Dichter sind nicht ohne Ideale, zwar singt der „Namenlose“:

Es ist im Reiche der Gedanken
Wie nie zuvor entbrannt der Streit,
Und auch die stärksten Säulen wanken
Am Glaubensbau der alten Zeit.

Aber die Menschheit würde ohne Glauben und Hoffnung zu Grunde gehen, auch der vierte Stand will seine Ideale haben.

Wer aber bricht bei diesem Ringen
Die Bahn in stolzem, treuem Mut?
Wer muß die schwersten Opfer bringen?
Der vierte Stand — die Vorderhut!

Er läßt im Winde rauschend wehen
Die heilige Fahne „Ideal.“

Ebenso ist es mit der angeblichen Feindschaft der Sozialdemokraten gegen das Christentum, die Sozialdemokratie ist nicht gänzlich unchristlich. Lepp will zwar ein Kind seines geliebten Proletariats sein und bleiben „bis an sein unchristliches Ende.“ Er hat seinen Gedichten das Motto vorgelegt: „Wir haben

lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen.“ Allein auch er ist nicht so religionslos, wie er sich stellt. Er verlangt, daß ihn der Herr Pastor mit seinem „Geschwäg“ in Ruhe lasse; weshalb? „Die Hölle ist schon auf Erden hier.“ Die Sozialdemokratie würde ohne das alte Zauberwort der Nächsten- und Menschenliebe keinen Eindruck auf die Massen machen. Sie will den Fluch bannen, der auf der Arbeit ruht, damit der Haß „zur heiligen Liebe“ werde. Scheu fragt:

Wer zieht als Apostel der Liebe durchs Land
Und predigt den darbenden Brüdern?

Anstatt der Ideallosigkeit kann man der Sozialdemokratie und ihren Dichtern eher eine Überspannung idealen Denkens und Strebens zum Vorwurf machen. Die Idee und die Wirklichkeit werden sich nie völlig decken. Aber ebenso wenig kann die Wirklichkeit der begeisterten Idee entbehren. Der Irrtum, daß man keinen Glauben und keine Ideale brauche, ist von anderer als sozialdemokratischer Seite gepredigt worden. Das Extrem, in das sich die Sozialdemokratie jetzt verrennt, bezeichnet nur die ingrinnige Reaktion gegen die ideallose Bourgeoisie, deren Göze der Mammon, deren König das Gold ist. Aus diesem Widerstreit wird, wie wir hoffen, endlich eine Mittellinie der Wirklichkeit hervorgehen, die weder Kapitalismus noch Kommunismus überschrieben ist. Das Volk sehnt sich nach Idealen, gebt ihm seine Ideale wieder!



Die Geschichte des Etatsrats

Von Charlotte Niese

(Schluß)



r ist ein Notürer! sagte Komteß Isidora von ihm zum Geheimrat; mir kam es vor, als ob er sich seiner Eltern schämte!

Die Excellenz zuckte die Achseln: Wenn er nur eine Geschichte wüßte!

Aber der Etatsrat wußte keine Geschichte, diese traurige Tatsache war bald stadtbekannt, und so begann sein Ansehen zu schwinden. Zwar wurde er zu Theegesellschaften bei den Komteßin und beim Geheimrat eingeladen, er führte auch immer eine sehr vornehme alte Dame zu Tische; aber er hatte doch auch da dieselbe Empfindung wie am Stammtisch der Weinstube, man hatte mehr von ihm erwartet. Das ist aber ein betrübendes Gefühl, und daher war es nicht zu verwundern, daß sich der Etatsrat nach einem Wesen sehnte, mit dem er sich einmal darüber aussprechen konnte. Da fand er aber niemand